



Beilage zum Zuger Volksblatt

Mittwoch, 27. Juli 1955

Nr. 12

Abschied von Indien

Nein — solche Feierlichkeiten hätten wir nicht erwartet. Wir befanden uns schon tief unten in Süd-Indien und sollten am nächsten Tag über die «Adams-Brücke» nach Ceylon übersetzen.

In Trichinopoli wollten wir noch einen der grössten Hindu-Tempel sehen, der dem Gott Vishnu geweiht ist. Um dahin zu kommen, benutzten wir einen Ochsenkarren. Dieses Gefährt ist überall üblich im Süden und Westen des Landes; ein zweirädriger Planwagen von einem starken, weissen Ochsen gezogen.

Diese Ochsen sind sehenswert; denn sie haben schwarzgefärbte Augenränder wie ein Filmstar und sind tätowiert. Um die Hörner liegen Ketten aus kleinen Messinglocken und bunten Glasperlen, und in deren Mitte hängt eine weisse Muschel in die Stirn, als Amulett gegen Krankheit und den «bösen Blick». Die mächtigen, geschwungenen Hörner sind rot und grün gefärbt und haben glänzende Metallspitzen und daran baumeln Seidenzotteln. — Weniger erfreulich zu sehen sind die ausgedrehten Schwänze der Tiere, die auf solch grausame Weise in Trab gehalten werden.

Nun, — wir bestiegen so ein Vehikel, denn bisher waren wir noch nie seekrank geworden, — also würden wir auch diese Fahrt überleben. Der stoppelbärtige, beturbante Kutscher hockte auf der Deichsel und hielt sich mit den Zehen fest. Und Margueritte guckte ihm scharf auf die Finger, dass er sein Tier nicht schlug oder ihm den Schwanz umdrehte. Er versuchte es zwar, wagte es aber kein zweites Mal, als sie ihn aus blauen Augen anblitzte und ein schweizerdeutsches Donnerwetter losliess. Er lächelte nur verlegen zwischen seinen vom Betel-Kauen rotgefärbten Zahnstummeln und der Ochse nahms gemütlich. Sehr gemütlich, — wir wären zu Fuss entschieden rascher vorwärts gekommen.

Unser Fahrzeug war klein und gebrechlich und das Polster bestand aus Heu. Ich liess infolge Platzmangel die Füsse hinten aus dem Wagen hängen und verlor dabei meine Sandalen. Darauf verloren wir ein Stück des Wagenbodens und wären beinahe durch das Loch auf die Strasse gefallen. Doch Holz und Schuh wurden ordentlich wieder eingesammelt, das Brett an seinen Platz gebracht und letztere klemmte ich unter den Arm.

Die ganze Basarstrasse von Trichinopoli war bekränzt und wir fanden dies sehr ehrenvoll für uns. Die Fahrt zum Tempel führte aus der Stadt hinaus, über eine Brücke, dann durch Felder und Palmenhaine und dauerte stundenlang. Der ganze Weg war beflaggt und mit Blumen geschmückt.

Endlich tauchten hohe, dunkle Pagoden am Horizont auf. Als wir dem Tempel näher kamen, sahen wir grosse Schriftbänder über die Strasse gespannt. Aber die Schrift war «Tamil» und wir konnten sie nicht lesen. Auf beiden

Seiten des Weges standen Hunderte von aufgeregten Menschen. Da mussten irgendwelche Ereignisse bevorstehen, — unsere Neugierde war gross, aber auch unser Wagenlenker verstand nur Tamil und hatte nur unseren Bestimmungsort kapiert.

Und da waren wir nun und wir kamen uns auf einmal feierlich vor, obwohl unser Gefährt gar nicht feierlich war. Und unerhört feierlich fuhren wir in den Tempelhof ein. Der Kutscher bekam fünf Rupies und viele gute Ermahnungen, und ratterte mit seinem Ochsenkarren von dannen.

Es war ein riesiger Tempelhof, wo wir uns befanden, aber es gab noch einen zweiten und einen dritten mit tausend Säulen. Den innersten Hof durfte ausser den Priestern niemand betreten.

Neun grosse Pagoden überragen die weiten Tempelhallen, und wir hätten stunden- und tagelang davorstehen und die unzähligen Skulpturen von Göttern und Göttinnen bewundern können, die da tanzten oder buddhahaft auf den Gesimsen sassen.

Doch plötzlich vernahmen wir Fanfaren aus dem Innenhof und Trompetenstösse, die ganz seltsam klangen. Behutsam wagten wir uns durch das hohe Tor.

Da standen — du lieber Himmel — da standen wirklich und wahrhaftig drei Staatselefanten, einer mächtiger als der andere. Elefanten mit echten langen Elfenbeinzähnen, und ein so riesiges Tier wie den «Tusker», den Leitelefanten, hatte ich in meinem Leben noch nie gesehen. Alle waren sie wundervoll bemalt an Stirne, Rüssel und Beinen und mit prächtigen, rotseidenen Decken behängt. Im Nacken sass die dunkle, sehnige Gestalt des Treibers mit nacktem Oberkörper, blendendweissem Turban und einem langen Stab, die Füsse unter den Ohren des Elefanten versteckt.

Auf unhörbaren Befehl erhoben die Tiere den Rüssel und ihr Trompeten erfüllte den Hof. Stimmengewirr und Aufregung — dann grosse Stille ... Ein schöner, alter, weissgekleideter Mann, mit einer langen Kette von Blumen um den Hals, sprach zu der lauschenden Menge.

Es war der Chief-Minister von Madras, in dessen nächster Nähe wir uns zu unserem grossen Erstaunen befanden. Er war in die Stadt gekommen und ihm galt der begeisterte Empfang des Volkes.

Während der ganzen Rede tanzte der «Tusker» von einem Fuss auf den andern und schwenkte seinen bemalten Rüssel. Und obwohl der Chief-Minister von Madras ohne Zweifel eine bedeutende Persönlichkeit ist, galt unsere Bewunderung mehr den Elefanten als ihm.

Darauf ertönten nochmals die Fanfaren und der grosse Mann verschwand mit seinem Gefolge.

Auch wir verliessen die Tempelhöfe, noch ganz benommen von indischer Pracht und Herrlichkeit, die schon fast der Vergangenheit angehört.

Helen Keiser, Zug

Ein Märchen aus der Südsee

So dünkte es uns, obwohl wir erst in Süd-Indien waren. Durch den Dschungel waren wir gekommen; über die 2500 Meter hohen «Nilgiri-Hills» geklettert und dann an die Malabar-Küste wieder auf den Meeresspiegel herabgerutscht. Das bedeutete die eine Nacht mit Pullover, Schlafsack und Regenmantel frieren und in der nächsten unter Moskitonetz und summendem Ventilator schmachten.

Cochin ist eine gewichtige kleine Hafenstadt mit Fische- rei und Kokos-Handel. Ein langer Meeresarm, die Backwaters, nicht sehr tief, aber mit kleinen Schiffen befahr- bar, führt von dort ins Landesinnere nach Aleppey und Kottayam.

Man kann auch mit dem Autobus nach Kottayam fah- ren, das dauert etwa zweieinhalb Stunden; mit dem täg- lichen «Kurssschiff» hat man jedoch sieben Stunden, und weil es uns auf dieser Reise prinzipiell niemals pressierte, wählten wir den langsameren Weg.

Nein — es pressierte uns wirklich nicht; wir sassen an dem kleinen Pier mit unseren Rucksäcken und warteten und warteten, und als man uns letztenendes sagte, das Schiff käme heute nicht, sondern fahre erst am nächsten Tag wieder, nahmen wir trotzdem nicht den Autobus. Wir legten uns an den Strand unter die Palmen und sahen den Wellen und den Fischern zu und warteten, bis der andere Tag und unser alter, schwarzer «Mississippi-Dampfer» kam.

Der Dampfer kam fast auf die Stunde genau und wir fanden unseren Weg über Kisten, Säcke und einen rostigen Haufen Alteisen zum Vorderdeck, wo schon einige Passa- giere herumlagen. Bei dieser Temperatur und Aussicht auf eine lange Reise macht man es sich eben so bequem wie möglich. So taten auch wir — aber aus Sichhinlegen und Schlafen wurde natürlich nichts; denn wir waren viel zu neugierig, und was da an uns vorüberschwamm, war viel zu schön und zu spannend.

Erst lag das Wasser weit und still und glänzend, und langsam kreisten die Seeadler darüberhin. An den Ufern standen unabsehbare Palmenwälder und darin versteckt niedrige Hütten mit fast auf die Erde reichenden Strohdächern. Riesige Hebenetze waren als wunderbar feines Gespinst in das durchsichtige Blau des Himmels gehängt. Es lag eine unendliche Ruhe und eine grosse Hitze über den Backwaters.

Unzählige Male legte unser Kahn an; es wurde mit gros- sem Geschrei und Wortaufwand ein- und ausgeladen und neue Passagiere kamen an Bord — Frauen in farbigen Sonntagskleidern und Männer in weissen Lendentüchern und mit dem unvermeidlichen Regenschirm.

«Halt auf Verlangen» galt überall. Irgendwo schoss ein Einbaum aus dem Wald mit vielen dunklen Gestalten und vielen aufgespannten Schirmen. Das Boot legte längsseits an; die Schirme wurden zugeklappt und unter den Arm geklemmt —; die Besitzer kletterten elegant über die Reling und der «Mississippi-Dampfer» stampfte weiter.

In einer grösseren Ortschaft, die aus vier Hütten und einem Teehaus bestand, hielt das Schiff Mittagsrast. Es gab Bananen, Kokosnüsse und Ananas. Marguerite packte unsere Becher aus, um Tee zu holen, worauf wir uns schon lange freuten. Was sie dann brachte, war etwas Seltsames — jedenfalls kein Tee. Es war ungefähr wie dicke Erbsen- suppe mit Suppe und Zitrone. — eigentlich nicht beson- ders gut, aber doch neu und interessant.

Dann dampften wir weiter; die Palmen versanken in der dunstigen Ferne und wir schwammen nun zwischen goldenen Reisfeldern, wo gerade geerntet und auf alter- tümliche Weise gedroschen wurde.

Drei Passagiere wünschten auszusteigen; also fuhr man so nahe an die Uferböschung, bis der Kahn im Schlamm auffief. Vom Dach aus wurde mit langen Bambusstangen gegengehalten, und die Leute mussten dem Aussenbord

entlang zum Bug turnen und von dort aufs Festland sprin- gen. Der eine sprang, dann Nummer zwei und dann der Grossevater spannte den Schirm auf. Und dann marschier- dem Damm Reisevorbereitungen getroffen. Der Erste wik- kelte sich ein Frottier- und den Kopf, der Zweite band seine Hühner an den Beinen zusammen und der Grossevater spannte den Schirm auf. Und dann marschier- ten sie los, einer hinter dem andern, wie die letzten der zehn kleinen Negerlein.

Auf einmal erblickten wir ein Segel unweit von uns, — gross und viereckig und von der Sonne durchschienen. Wir dachten, dass wir es einholen würden, aber das Boot glitt davon, hinein in den Palmenwald, — stetig sahen wir es, wie das Gaukelspiel einer Fata-Morgana. Auch unser Schiff steuerte in den Wald, der so unwahrscheinlich schön war, dass wir zu träumen glaubten.

Eine schmale, dunkelgrüne Wasserstrasse glänzte unter hohen, schlanken Kokospalmen, die sich sanft bogen und deren filigranhafte Kronen sich oft fast berührten. Das Licht fiel grüngolden und gedämpft herab auf saubere, kleine Lehmhütten, spielende nackte Kinder und braune Frauen in leuchtenden Saris, die am Ufer fröhliche Wäsche hielten.

Noch immer schimmerte das Segel in der Ferne, noch leuchteten die reifen Kokosnüsse in den Palmenkronen und noch staunten wir über diese Märchenwelt.

Dann war plötzlich das Wasser zu Ende. Endstation Kottayam; — wie ein Bahnhof fast, — nur waren lauter kleine und grosse Schiffe ineinandergepfercht und wir mussten über ein halbes Dutzend Kähne klettern, bis wir wirkliches Festland unter den Füssen hatten.

Helen Keiser, Zug

Streiflichter auf Skandinavien

I.

Tr. Der Frühling hat dieses Jahr auch in Skandinavien stark verspätet Einzug gehalten. Man entsinnt sich kaum, dass in Stockholm jemals noch Mitte Mai kein Blättchen an den vielen Birken zu sehen war, die den schwedischen Tannenwald rund um die wasserumspülte Hauptstadt so überaus reizvoll auflockern. Oslo, das sogar noch etwas nördlicher liegt, hatte es in dieser Hinsicht doch besser, denn dort konnte die norwegische Schuljugend am Nationalfeiertag (17. Mai) unter dem jungen frischen Laub der Bäume im Park des Königsschlusses vor dem Monar- chen vorbeidefilieren. Lange Zeit allerdings war es auch hier nicht her, dass die Bäume gespriesst hatten; aber der Golfstrom, von dem Norwegen so viel profitiert, dürfte doch den kleinen Vorsprung verursacht haben. Das hinde- rterte freilich nicht, dass schattenhalb auf der Höhe hinter der Stadt, dort wo sich in 300 m über dem Meeresspiegel die berühmte Skisprungschanze von Holmenkollen erhebt, noch die letzten Schneeflecken im Walde den Kampf mit der besseren Jahreszeit ausfochten. Aber, es wird doch Frühling, sagte uns ein Schwede auf dem Fährboot zwi- schen Kopenhagen und Malmö, der ganz entsetzt war, noch alle Nächte Minustemperaturen messen zu müssen.

Stockholm, die «Stadt auf dem Wasser» oder das «Vene- dig des Nordens», wie es auch genannt wird, hat

Verkehrssorgen wie viele andere Städte.

Hier sind sie vielleicht besonders krass, da die sprung- hafte Entwicklung und Vergrösserung der wunderschönen Stadt sie besonders fühlen lassen. 1920 war Stockholm etwa so gross wie das heutige Zürich; 1940 aber zählte man schon 590 000 Einwohner und 1952 ist die Bevölkerung ohne jene der Vororte auf 760 000 gestiegen. Jährlich vermehrt sie sich um 6–8000 Personen. Kein Wunder, dass die Strassen, die hier nicht die herrliche Breite jener von Kopenhagen aufweisen, viel zu schmal geworden sind. Zu-